

Renate Möhrmann

DIE FRAU, DIE KOCHT
Roman

www.schenkbuchverlag.de
www.schenkverlag.com
www.schenkverlag.eu

Renate Möhrmann

DIE FRAU, DIE KOCHT

Roman



SCHENK VERLAG ❖ PASSAU

Für Ulrike

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-939337-50-8

© Schenk Verlag GmbH, Passau, 2009

Umschlaggestaltung: Susy Navratil
Satz: Tibor Stubnya

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Hungary

»Es gibt keine bessere Möglichkeit
das Sein zu begreifen als zu essen.«

Simone de Beauvoir: *Das Blut der Anderen*

I

»Wenn Sie nicht reden, kann ich Ihnen nicht helfen. Und ich möchte Ihnen helfen. Glauben Sie mir, Frau Ritter.«

Ricarda Ritter reagiert nicht. Unbeweglich steht sie da. Seitwärts zur Wand gelehnt. Fast ohne zu atmen. Ihr Gesicht sieht verlassen aus. Eine blasse, schmale junge Frau, mit leicht hängenden Schultern, die nicht wahrzunehmen scheint, dass sich eine weitere Person in diesem Raum befindet. In diesem grauen, rechtwinkligen Raum, der fast nur aus Wänden besteht. Aus Wänden, die Feuchtigkeitflecke und abblätternde Farbe zeigen, und einem kleinen, hoch unter der Decke liegenden, vergitterten Fenster, durch das ein schmaler Streifen Sonnenlicht auf den Boden fällt. Direkt auf Ricardas Schuhe. Lilaweiß gestreifte Jogging-Schuhe.

»Treiben Sie hier Sport, Frau Ritter?«

Immer wieder war es Christiane Berg gelungen, mit solch spontanen Alltagsfragen ihr Gegenüber aus der Reserve zu locken. Es zum Sprechen zu bringen, ganz egal worüber. Sie wusste zwar, dass es manchmal lange dauerte, bevor jemand etwas von sich preisgab, ja überhaupt den Mund auftrat. Auch, dass es Fälle gab, wo es gar nicht klappte. Gerade gestern war wieder so ein Tag gewesen.

»Lass mich mit deinem Scheißdreck zufrieden«, hatte ihr dieser Riesenkerl ins Gesicht geschleudert. »Ich will dein Gesabbel nicht, verstehst du? Ich will, dass du ver-

schwindest. Aber hoppla.« Breiteste Abwehr in Boxerschultern. An solchen Tagen verließ sie der Mut.

»Alles umsonst«, dachte sie traurig. Vielleicht war es vermessen, an Hilfe zu glauben. An ihre Hilfe. Hilfe, die sie verabreichen konnte wie eine Tafel Schokolade. »Beiß ab, und du wirst genesen. Nicht gleich. Aber wenn du viele dieser Schokoladenriegel verzehrt hast. Von mir natürlich. Denn ich bin die gute Fee, und du bist der Bösewicht, der sich ändern soll. Durch mich. Was für ein Größenwahn.«

Diese hier, diese schmale, stumme Person, die ihr schräg gegenübersteht, so scheint es Christiane, gehört nicht zu solchen hoffnungslosen Fällen. Hier könnte Hilfe etwas ausrichten. Das ermutigt sie. Sie mag Ricarda, auch wenn sie noch kein einziges Wort gesagt hat. Möchte sie beschützen. Ihr den Schutzmantel umlegen. Sie wärmen. Sie kann beides in ihrem Gesicht lesen: Poesie und Zerstörung. In bestürzender Unordnung. Die Zeit läuft ab. Ricarda schaut stur an ihr vorbei. Abwesend. In sich gekehrt. Alle Zugbrücken hoch gezogen.

»Donnerstagkomm ich wieder. Kann ich Ihnen irgendetwas mitbringen? Etwas, das Ihnen Freude macht?«

»Käse«, sagt Ricarda nach einer langen Pause. »Pecorino mit grünen Pfefferkörnern.« Es ist das erste Mal, dass sie den Mund auftut. Nach so vielen Sitzungen. Und noch dazu einen Wunsch äußert. Einen Wunsch, den Christiane ihr nicht erfüllen kann. Lebensmittel mitzubringen ist strengstens untersagt, schon wegen der Gefahr, damit Drogen einzuschmuggeln. Und doch protokolliert sie voll Genugtuung:

»Ricarda Ritter hat zum ersten Mal geredet. Hat einen Wunsch geäußert. Und was für einen. Nicht bloß irgend-

einen Käse will sie haben. Sie will Pecorino, diesen festen, aromatischen Schafskäse, der wie kein anderer sonst milde und würzig zugleich ist. Und den auch noch mit grünen Pfefferkörnern.«

Das war am 19. September. Christiane deutet diesen Wunsch als ersten Ausdruck wieder erwachender Lebensfreude. Ihr Kollege Kehl hingegen »als perverse Fresslust« und wohin die führt, das wüsste man ja inzwischen. Christiane weigert sich, das mit ihm zu erörtern. Sie will ihn nicht in Ricardas Leben hereinlassen. Das ist ihr Terrain. Solche Kriminaldelikte interessieren sie brennend. Ziehen sie fast manisch an. Hier geht es nicht um die üblichen Drogengeschichten, nicht um Eifersuchtsdramen oder Diebstahl, Straftaten, die in Frauengefängnissen 80 Prozent ausmachen.

Ricardas Fall liegt anders. Muss als Extremfall gesehen werden. Ein Konflikt der Affekte, entstanden aus der widerspruchsreichen Verbindung von Körper und Geist, von Wollen und Sollen. Offenbar ein spezieller Fall von Triebdynamik, wie er Christiane während ihres psychologischen Studiums präsentiert wurde.

»Ich an Ihrer Stelle wäre vorsichtiger«, unterbricht Konrad Kehl Christianes theoretischen Höhenflug. »Sie scheinen zu vergessen, dass Ricarda R. gewalttätig ist.«

»War. Gewalttätig war. Das ist immerhin ein Unterschied.«

»Den seh ich nicht. So etwas hat man im Blut. Das liegt an den Genen. Es gibt gewalttätige Menschen und solche, die es nicht sind. Das sollte man lieber berücksichtigen. Dann hätten wir hier nicht so viele Wiederholungstäter. Manche Leute sehen die Realität einfach

nicht. Dass jemand eine miese Kindheit hatte, aus irgendeinem dunklen Nachbarland kommt, berechtigt ihn noch lange nicht, dem anderen eins auf die Rübe zu geben, oder ihn auszurauben. Und die hier, die kommt ja aus besten Verhältnissen. Hat sogar Abitur. Kein Fall für mildernde Umstände, für vorzeitige Entlassung.«

»Darum geht es ja nicht. Wir wissen noch kaum etwas über die wahren Tatbestände. Die Zeugenaussagen sind widersprüchlich. Manche kaum glaubwürdig. Deshalb wird das Ganze auch noch mal aufgerollt.«

»Wir wissen, dass sie gewalttätig ist. Das ist Tatbestand genug.«

Christiane hatte nicht die geringste Lust, dies Gespräch fortzuführen. Aber Kehl hatte sein Pulver noch längst nicht verschossen.

»Sie kennen doch die Methode von Rudi Steinhof, diesem Super-Alles-Versteher, der in seiner Privatwohnung mit entlassenen Wiederholungstätern Gesprächsrunden abhielt. Der Typ hat mit unerschütterlichem Engagement und mit wahrer Engelsgeduld versucht, diesen Gewalttätigen im Dialog die Gewalt abzugewöhnen. Solange, bis ihm endlich der Kragen platzte: >Gewalt tut weh, du arschloch<, schrie er einen dieser Macker an. Packte ihn – Steinhof war ein großer, kräftiger Kerl, mindestens 1,92 m –, schleppte ihn in die Küche und setzte ihn auf die glühend heiße Herdplatte. Das hat gewirkt. Nicht das Gesabbel. Lassen Sie's sich gesagt sein, Frau Kollegin.«

»Danke, Herr Kehl, ich werd's mir merken.« Christiane drehte sich um und würdigte ihn keines Blickes mehr. Sie wollte bloß noch weg. Die Gespräche mit manchen Kollegen aus der SOTA nervten sie ziemlich. Klar, Kehl war einer von den hammerharten. Die wenigsten in der

Sozialtherapeutischen Anstalt, die dem Fuhlsbüttler Gefängnis zugeordnet war, klopften solche Sprüche. Und es war gut, dass es diese Institution gab. In ihrem Beruf brauchte man den Austausch mit anderen.

»Wie hast du dich gerade dahin verlaufen?«, wollte Hedi, eine ehemalige Klassenkameradin, wissen. »Als Arbeitsplatz muss das doch ziemlich deprimierend sein. Eine Strafvollzugsanstalt.«

»Krankenhaus ist ebenso belastend. Immer bloß Kranke und weiße Kittel. Das ist auch eine geschlossene Welt. Und dazu dieser penetrante Geruch nach abgestandenem Essen und Desinfektionsmitteln.«

»Naja«, meinte Ilona, die Munterste in der Runde, »nach abgestandenem Essen riecht's im Knast sicher auch. Aber da kommt noch der Mordgeruch dazu. Als ganz besondere Würze.«

»Was unsere Klassenbeste bestimmt in einen Zustand höchster Erregung versetzt«, meinte Sebastian mit einem hintergründigen Lächeln. Er glaubte noch immer, eine Art Copyright an Christiane zu besitzen, weil er damals derjenige war, der ihr im Keller seiner Eltern den ersten Zungenkuss gegeben hatte. Wie lange war das alles her. Inzwischen waren sie alle Einzelkämpfer geworden. Jeder an einem anderen Ort und mit anderen Mitteln. Aber es gab immer noch dieses Band. Dies Klassenband. Selbst noch nach zwanzig Jahren. Die meisten versuchten, die Treffen einzuhalten, die Gesine Winterhagen im dreijährlichen Rhythmus unermüdlich organisierte.

Irgendwann war die Frage aufgetaucht, ob die jeweiligen Ehehälften oder Lebenspartner dazustoßen sollten. Christiane meinte sich daran zu erinnern, dass der Vorschlag von Jörg Kleinschmidt kam. Typisch Jörg. Der

hatte seine Krankenschwester geheiratet und unternahm nichts mehr ohne sie. Die meisten waren dagegen. Fanden, dass eine matrimoniales Ausweitung des Treffens alles verändern würde und dass man mit Jörgs Ehefrau oder Hedis Lebenspartner weiß Gott nichts Gemeinsames besäße. Nicht den gleichen Lach- und Witzfundus, der sie alle im Handumdrehen in die Teenies von damals zurückversetzte. Besonders wenn Anita die Puttkammer-Geschichte wieder auftischte. Puttkammer, ihr Lateinlehrer, war, trotz *Bellum Gallicum*, der beliebteste Lehrer der Klasse. Er verstand es, ihr Interesse an diesen verschachtelten Partizipialkonstruktionen zu wecken. Ließ sie die lateinischen Sätze wie Kreuzworträtsel lösen, trieb sie an, den richtigen Kasus zu finden, den Ablativus Absolutus zu erkennen, jagte sie wie ein Fußballtrainer seine Mannschaft über das strubbelige Feld der lateinischen Grammatik, schrie »Tor!«, wenn jemand auf Anhieb ein Gerundivum erkannte, rief »Ja«, mit vor Freude glänzenden Augen und leicht gerötetem Gesicht: »Ja, ein wahrer *vivicandibus*, einer, der zu siegen hat.« Die Klasse bog sich vor Lachen.

Und dann war plötzlich eine Lateinstunde ausgefallen. Ohne besondere Ankündigung. Puttkammer erschien einfach nicht. Es hieß, er sei krank. Kurz darauf, nicht er, sondern seine Frau. Und bald hörte man sogar, dass Frau Puttkammer plötzlich und unerwartet gestorben sei. Christiane sah wieder die betroffenen Gesichter ihrer Mitschüler vor sich. Sie konnten sich ihren Lieblingslehrer nur gut gelaunt vorstellen, berstend vor Witz und Dynamik, nicht in Verbindung mit Krankheit und Tod. Da es nicht üblich war, Schüler vom Tod der Angehörigen des Lehrkörpers zu benachrichtigen, hatte die Klasse

keine konkreten Daten zur Hand. So ging man davon aus, dass sich der Tod von Frau Puttkammer kurz vor oder während der ausgefallenen Lateinstunde ereignet haben musste. Natürlich wollten sie alle ihrem Lieblingslehrer zur Seite stehen. Ihm ihr Beileid aussprechen. Aber wie? Die in solchen Fällen üblichen Kondolenzbriefe schienen ihnen unangemessen. Die konnte man getrost seinen Kollegen überlassen. Sie wollten ihre Anteilnahme auf persönliche Art zum Ausdruck bringen. Man überlegte, machte Vorschläge, verwarf sie wieder und blieb ratlos.

»Man könnte einen wunderschönen Kranz besorgen. Mit einer Banderole, auf der ein lateinischer Abschiedsgruß flattert.«

»Ach Quatsch, Kranz. Das ist viel zu unpersönlich. Den kaufen seine Kollegen sowieso.«

»Ilona hat Recht«, meinte Sebastian. »Kranz ist Konvention.«

»Wir müssen uns in seine Situation versetzen. Induktiv an den Fall herangehen«, schlug Hans-Henning vor. »Uns vorstellen, wie er als Witwer durch die Wohnung schleicht. Und nirgendwo einen Ansprechpartner findet.«

»Woher wissen wir das?«, meldete sich Jörg zu Wort. »Vielleicht hat er Kinder, die ihm in dieser Situation zur Seite stehen.«

»Total daneben. Er hat keine Kinder. Kann keine haben. Denn seine Kinder sind wir. Wir, die 7a des Alstertalgymnasiums in Hamburg-Fuhlsbüttel, Erdkampsweg Nr. 89.«

»Also, wenn wir seine Kinder sind, dann müssen wir als Erstes darauf achten, dass Puttkammer was zu essen bekommt. Die Küche ist leer. Der Herd ist kalt. Der Tisch nicht gedeckt. *Nihil est.*«

Das war die zündende Idee. Dafür waren alle, und alle konnten etwas dazu beitragen. Das Konzept stand schnell fest. Etwas Nahrhaftes sollte es sein und lange vorhalten. Etwas wie Kartoffelsalat, Erbsensuppe, Spaghetti mit Schinken oder Apfelkuchen.

»Äpfel im Schlafrock«, schlug Ilona vor. »Dafür hab ich ein tolles Rezept.« Noch am selben Tag fand man sich in Arbeitsgruppen zusammen. Die meisten Jungen gingen in die Kartoffelsalat-AG. Kartoffeln kochen, pellen, in Scheiben schneiden, mit Salz und Pfeffer würzen und reichlich Mayonnaise dazugeben, das glaubten sie leicht hinzukriegen, auch wenn Hedi sie warnte, das nicht zu unterschätzen.

»Wenn ihr die Kartoffeln nicht richtig abkühlen lasst und wie wild drauflos schneidet, bekommt ihr bloß Matsch. Kartoffelmatsch anstatt Kartoffelsalat. Glaub mir.«

Sie, Christiane, hatte sich für Erbsensuppe entschieden. Nicht, weil sie eine gute Köchin war und eine richtige Erbsensuppe mit durchwachsenem Speck und Schinkenknochen hinbekam. Das war's nicht. Im Gegenteil. Ihr genügte die Konservensuppe von Heinz, und die würde bestimmt auch Puttkammer genügen. Ein paar Dosen zu kaufen und zusammenzurühren, das ging ruck, zuck. Für Kochen hatte sie sich noch nie interessiert. Anders Ilona. Mit wahrem Eifer stürzte sie sich auf ihre Schlafrockäpfel. Mischte Mehl und Salz zusammen, schnitt mit zwei Messern das Backfett hinein, gab langsam Wasser hinzu und formte das Ganze zu einem richtigen, runden Ball. Dann rollte sie den Teig aus. Schnitt Vierecke heraus, auf die sie je einen Apfel setzte, und legte den Teig wie einen Mantel um die Äpfel herum. Zum Schluss bestreute sie das Ganze

mit Zimt, Vanille- und Puderzucker, fettete ein Backblech ein und schob alles in den Ofen.

Und so zog die Klasse 7a, bepackt mit Gerichten, um ein ganzes Viertel zu ernähren, in den Kleekamp ein, wo Puttkammer wohnte. Allen voran Ilona mit einem riesigen Pappkarton auf dem Kopf, in dem eng aneinander gereiht die Äpfel im Schlafrock ruhten. Ricarda hatte sie im letzten Moment noch mit Orangenblütenwasser besprenkelt. In ihren lilaweiß gestreiften Jogging-Schuhen war sie zwischen den Arbeitsgruppen hin- und hergelaufen, um ihnen ihr Placet zu geben. »Ricarda«, hatte Christiane ihr zugerufen. »Was sagst du zu meiner Erbsensuppe? Echt Natur. Findest du nicht? Findest du nicht? ... Echt mit Maggi ...«.

»Können Sie nicht aufpassen? Blöde Kuh!« Ein Radfahrer schrie sie an. Wie hatte Christiane ihn übersehen können? Als sie rechts abbog, war die Straße vor ihr frei gewesen. Und im Rückspiegel hatte sie ihn auch nicht bemerkt. Himmel noch mal. Wenn sie ihn angefahren hätte. Totgefahren. Blut. Mord. Gericht. Prozess. Rache. Durch die Verdrehung der Bezüge zwischen Zufall und Zweck änderte sich alles. Der Fall Ricarda nahm sie zu sehr mit. Das war's. Sie sollte mehr schlafen. Früher ins Bett gehen. Wirklich. Ab sofort. Als sie nach einer letzten Akteneinsicht endlich unter ihrer Rheumadecke lag, musste sie wieder an die Puttkammer-Geschichte denken.

»Ihr wollt mich besuchen? Mit all dem Gepäck? Nur hereinspaziert!«, empfing sie ihr Lateinlehrer in strahlender Laune. »Dann lernt ihr auch gleich meine Frau kennen. Vor einer Woche hab ich nämlich geheiratet.«

Die Klasse. Ihre Klasse. Immer noch konnten sie sich an solchen Geschichten erheitern. Sich totlachen über

ihren Trauerzug, der plötzlich zum Hochzeitsbesuch mutierte. Auch noch nach zwanzig Jahren. Diese Kuhstallwärme von Menschen, die sich im gleichen Erziehungsprogramm befanden. Im gleichen Boot saßen und gemeinsam erwachsen wurden. Ricarda hatte sie nicht. Misstrauen und Mobbing bestimmten ihren Alltag. Den Alltag im Frauengefängnis. Christiane war das bekannt. Um an Drogen heranzukommen, war den Insassinnen jedes Mittel recht. Man denunzierte, klaubte, riskierte alles, bloß um den Stoff zu kriegen. Das war das Hauptdelikt. Drogen. Frauen, die von ihren Typen darauf abgerichtet wurden. Oder selber abhängig waren. Nicht davon wegkamen. Eine Entziehungskur im Knast? Das Angebot bestand. Aber gegen den Willen der Insassinnen ließ sich das nicht durchführen. Die Erfindungsgabe, mit der das Zeug immer wieder hineingeschmuggelt wurde, ähnelte den Listen des Odysseus von Troja. Bei einer Insassin hatte man Heroin im Kot gefunden. Heulend gestand sie, dass ihr Typ ihr bei einem langen Willkommenskuss diesen kleinen Beutel mit der Zunge zugerollt hatte. Ein Kondom mit Heroin gefüllt. Sie hatte es schnell runtergeschluckt. Wie eine große Kirsche.

Ob sie wahnsinnig sei und nicht wisse, dass der Beutel auf dem langen Marsch durch ihren Körper platzen und sie dabei draufgehen könnte, hatte sie der Gefängnisarzt gefragt.

»Na, wenn schon«, meinte die Frau bloß.

Eine wegen Totschlag inhaftierte Studentin, der Christiane zur Wiederaufnahme eines Fernstudiums verholfen hatte, sprach es unverblümt aus: »Mitleid im Knast? Mit den anderen Frauen und ihren jämmerlichen Geschichten, die sie dir auftischen? Vergiss es. Die tun doch alle